Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 59. Bromberg, den 23. April 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Was wußte man an der friesischen Küste von fernen Bergen, aus denen Feuer und Rauch flammt, und was wußte man von Meerestiefen, die zusammenbrechen, wenn unterirdische Gewalten an ihren Grund stoßen, und was wußte man davon, wie die kochenden Wasser Hunderte und aber Hunderte von Meilen vorwärtsrennen können, in gewaltigen, alles überflutenden Wellen, bis sie an fernen Ufern zerschellen, noch im eigenen Tode Tod und Verderben mit sich tragend.

Irgendwo in unermeßlichen Fernen hatte die Erde gebebt, irgendwo waren Berge in die Luft geblasen worden, Inseln ins Nichts versunken, und droben im Norden an den Küsten von Deutschland, Frankreich, England warfen sich die Wasser weithin in die Länder und trugen neues Grauen mit sich von dem Grauen, aus dem sie geboren waren.

Aber was wußten die Marschfriesen davon? Und wenn sie davon gewußt hätten, was hätte es ihnen genützt?

Sie sahen nur die unendlichen Fluten, die mitten im lachenden Leben den Tod trugen, sie hörten von fernen Wurten her das Schreien der Menschen, sie hörten das Brüllen des ertrinkenden Viehs, das auf allen Fennen sorglos käuend im fetten Grase gelegen, sie sahen den Himmel über sich strahlen im sonnigen Blau und um sich lauter Untergang.

Die da im Boot sprachen kaum ein Wort. Es hatte sie übermannt. Sie konnten nur hinüberstarren zum Deich und immer zum Deich, von wo es heranwogte, unablässig, unaufhaltsam — und ihre Seelen schauerten und zitterten.

„Almut!“ schrie es in Lützelbergers Herzen. „Almut! Engel!“ Seine Augen allein gingen nicht zum Deich, sondern immer zur Wurt, und sahen, wie es stieg an ihrem Hang, wie es über den Hof rannte, wie es um die Mauern lief, spielerisch, blinkend, von ferne so heiter und harmlos.

Waren sie droben auf dem Boden? Hatten sie den Feind kommen sehen? Die schlafende Frau! Die taube Magd! Das kleine Töchterchen! Der Junge droben unter dem Giebel auf dem Boden!

Und nicht hinüber können! Nicht das Boot zwingen können! Wehrlos sein, ganz wehrlos!

Er schaute den Schwieger an, der begegnete seinem Blick mit den düsteren Augen, nickte vor sich hin, sprach kein Wort. Ihn wunderte es nicht. Er hatte es kommen sehen. Einmal war die Stunde da, diese Stunde des Unterganges, wenn das törichte Volk es sich am wenigsten vermutete. — Mochte sie kommen, ihn fand sie bereit.

Etwas tauchte vor ihnen aus den Wogen, wuchs ihnen entgegen, ein fester Punkt in der wogenden Unendlichkeit.

Die alte Kirche von Butensiel.

Die hohen, klobigen Mauern ragten schwer und unerschütterlich in all der jagenden Flut. Dicht daran hin trugen sie die Wasser, hätten sie um wenige Ellen breit vorübergeführt, da warf sich Lützelberger, das Tau des Bootes in der Hand, aus dem Kahn und war mit zwei Stößen am Gestein, schwang sich empor und stand auf dem Rande der Mauer. Das Boot aber lag, von den Wellen gepreßt, gegen die Kirche und rührte sich kaum mehr.

Drunten im Raum des toten Gotteshauses war kein Wasser.

Sie hatten es einstmals so stark gebaut, mit einer Tür, die hermetisch schloß, mit Fenstern droben im Dach, daß es die letzte Zuflucht war, wenn alles in der See versank. Bis der Wirbelsturm das Dach fortriß und die salze See emporriß und niederwarf in das Kirchenschiff. Die Tür war immer noch geschlossen, die Riegel lange verrostet und nicht mehr zu führen.

Trittsteine aber gingen drinnen und draußen nieder an der Mauer, man konnte sich auch jetzt noch hinabflüchten.

Doch die hier Gelandeten blieben im Boot bis auf Lützelberger, der von seinem Platz nach allen Seiten blicken konnte und mit Grauen die Wasserwüste übersah.

Seine Wurt! Seine Wurt! Sein Weib, sein Kind!

Das Vieh — das war auf der Koppel, und was nicht auf der Koppel war, war längst im Stall ersoffen. Die Wellen rannten über den Hof hin. Nur das Haus, und auch das nur einige Fuß unter dem Dach, sah noch hervor.

Waren sie droben? Waren sie in Sicherheit?

Da schob sich aus dem höchsten Fenster im Dach, nur einer fußweiten Luke, ein rotes Tuch, das flatterte in den Lüften, war wohl an einer Springstange befestigt, und nun wußte er: Da unter dem Dach war noch Leben. Sein Herz schlug hoch auf.

Zwei Stunden saßen sie an der Mauer und sahen um sich die rennende Flut. Sie stieg aber nicht mehr, ebbte auf und ab, war bald ein paar Schuh höher, bald tiefer, wie Wasser, das hin und her schaukelt und nicht zur Ruhe kommen kann.

Dann begann langsam, ganz langsam ein Sinken.

Wie das Meer hereingestiegen war in die friedliche Ebene, so ging es Schritt für Schritt wieder zurück in sein altes Bette.

Sie sahen nach der Sonne, — die stand noch so niedrig, daß die Ebbezeit nicht vorüber sein konnte. Keine drei Stunden waren vergangen, seit sie sorglos und froh drüben hinter dem Deich, dessen Kuppe immer noch nicht wieder zu sehen war, ihre Sommerarbeit taten.

Und es war ihnen doch, als läge ein Leben dazwischen.

Lützelberger hörte die Knechte miteinander flüstern.

„Was redet ihr da?“

Der Kleinknecht schwieg unsicher, der Pferdeknecht antwortete halblaut, als scheue er sich, davon zu sagen: „Die Emma hat es vorher gesehen. Der Jung' hat sie vor drei Tagen auf dem Boden gefunden, da stand sie und starrte und hörte nicht und sah immer zum Tor. Und heut morgen, wie ich sag': „Das ist aber mal ein feiner Tag, Emma“, und schreie es ihr noch so recht lustig in die Ohren — hat sie mit dem Kopf geschüttelt und so vor sich hingekaut: „Man die zwei Särge! Die zwei Särge.““

Es ging kalt über den Bauern hin.

Er sah an dem Gesicht des Knechts, daß der ihm noch etwas verhehlte, aber ihm lag nichts mehr an weiteren Fragen. Und der Mann schwieg auch lieber. Denn die Alte hatte weiter gemurrt: „Der eine — der eine — Leutesarg. Der andere — da ist das Wappen — Rosen und Sterne, Rosen und Sterne.“ Aber was sollte er dem Bauern das sagen. Das spürte der noch früh genug, wenn er an das Haus kam, wo es ihn getroffen.

Und langsam, Fuß für Fuß, sank die Flut. Da ließen sie sich los von der Mauer, und es gelang ihnen, das Boot zur Wurt hinüberzulenken.

Der kleine Hans, der seltsam still gewesen war die ganze Zeit, als wenn seine kleine Seele durch das Unfaßbare ganz versteinert wäre, schob — wie sie an das Haus herankamen — die Hand leise unter die Finger des Großvaters, der immer noch das Steuer umklammert hielt.

„Ick hew so Angst, Grotvadder."

„Ja, ja", nickte der Alte vor sich hin. „Ja, ja. Des Menschen Leben ist wie Gras auf dem Felde. Wenn der Wind darüber hingeht, ist es verdorrt, und seine Stätte kennet man nicht mehr. — Aber sie wollen nicht hören, bis er es ihnen mit eisernen Peitschen auf den Nacken schreibt."

Es rann und rieselte nieder an den Seiten des Hügels, die Wasser strömten immer noch zurück aus dem Hause, den Ställen und Scheunen.

Lützelberger riß sich zusammen, wie sie herankamen, und schrie hinüber:

„Hallo! Hallo! Hallo!" Es kam kein Ruf zurück.

Doch wie sie in halber Höhe der Wurt — denn so hoch stand die Flut noch — das Boot anlegten und er nach dem Hause stürmte, seine Füße kaum heben könnend in dem durchweichten schweren Kleiboden, da stand plötzlich im hinteren Tor Walter und hatte die kleine Engel in seinen Armen und rief schluchzend und doch wie einer, der aus Todesnot erlöst wird: „Vadder! Vadder!" Mehr konnte er nicht herausbringen.

„Wo ist die Mutter? Wo ist —"

Beide Kinder weinten auf.

Er fragte nicht mehr.

*

Drinnen auf der großen Diele, hart an den Stufen, die zur Stube emporführten, haben sie sie gefunden. Drei Schritt von ihr die Magd.

Das Gesicht der Alten war blau und gedunsen, wie es ist, wenn ein Mensch den Tod im Wasser findet, Almut war nicht entstellt, sondern glich einer sanft Schlafenden.

Daran sahen sie, daß der Tod wie ein Blitz über sie gekommen war, ihr zu Angst und Todesnot keine Zeit gönnend.

Walter berichtete, soweit er berichten konnte, wie er droben gewesen sei auf dem Boden, und habe da geschafft und dabei immer einmal nach Engel gehorcht, die in der Scheune mit jungen Kätzchen gespielt hätte. Er hätte die Stimme des Kindes plaudern und singen gehört.

Und die Emma sei draußen im Schweinestall gewesen, und die Mutter habe geschlafen.

Da sei es ihm gewesen, als höre er ein Rauschen, das immer größer und gewaltiger wurde. Zuerst hätte er nur an Wind gedacht, dann wäre es ihm doch wunderlich geworden, er hätte aus dem Zimmer des Großvaters gesehen, und da wäre alles Land unter Wasser gewesen, und die Flut hätte schon hoch an der Wurt gestanden, und er wäre nur so hinuntergeflogen, hätte die Kleine aus der Scheune geholt, hätte — das Kind auf dem Arm — in die Tür des Schweinestalles geschrien: „Emma! Emma! Das Wasser!" Und da wäre es schon wie ein riesiger Berg herangerauscht und gegen die Wurt und über den Hof — grad', daß er noch auf die Diele gekommen wäre und zur Stiege, und die Emma sei hinter ihm hergerannt, und er hätte nach der Stube gewiesen, daß sie die Mutter wecken und herausholen solle auf den Boden.

Er hätte Engel, die vor Schreck und Angst laut geschrien hätte, droben in das Heu gelegt und wieder hinunter wollen. Das Kind in seiner Todesangst hätte ihn nicht lassen wollen, aber er wäre hart und grob geworden, hätt' sich losgerissen, so leid die Kleine ihm tat, und sei zur Stiege gelaufen. Und hätt' gesehen, wie die Mutter eben auf der obersten Stufe des Treppchens vor der Stubentür erschienen wäre, nur ein Tuch über das Hemde geworfen, und hätte verstört in das strudelnde Wasser gesehen und einen Augenblick gezaudert.

Die Emma, halb im Wasser stehend, hätt' ihr aber die Hände entgegengehalten, und er hätt' von droben gerufen: „Komm, komm schnell! Es holt dich, wenn du nicht schnell kommst!"

Und sie wär' die drei Stufen hinuntergegangen, und das Wasser wär' ihr bis zur halben Brust gegangen, und da hätt' sie mit einemmal mit der Hand gegen das Herz gefaßt und wär' umgefallen und in der Flut versunken. Ja, ja, natürlich wär' er die Leiter niedergerannt und hätt' sie heben wollen, und die Emma, die doch so klein und dürftig war und der das Wasser bis an den Hals stand, hätt' auch nach ihr gegriffen — da wär' eine neue Welle durch das große Tor gekommen, hätt' ihn gefaßt wie einen Korkstöpsel, gegen die Wände geworfen, halb zur Decke emporgeschleudert, und wie im letzten Griff hätt' er den Rand droben von der Luke fassen können und sich aufziehen.

Und drunten wär' alles Wasser gewesen, alles wirbelndes, dunkles Wasser.

*

In der Diele standen zwei Särge, der eine ein Leutesarg, schlicht und nur den Namen auf weißen Brettern tragend, der andere mit dem Wappen der Thedinga an seinem Kopfende, den goldenen Rosen und Sternen.

Es kamen nicht viele, Almut Thedinga das letzte Geleit zu geben, denn diese Sommerflut, die unerhört war in der Geschichte der sieben Seelande, hatte Not und Tod fast unter jedes Dach getragen.

Draußen waren sie gewesen auf den Fennen und den Äckern, und die See war über sie gekommen und hatte sie niedergerissen und fortgeschwemmt ohne Warnung.

Die Kindlein daheim in den Wiegen hatte sie überfallen und ersäuft wie junge Katzen.

Die Reisenden und die heimatlosen Wanderer auf den Straßen waren zu einer ewigen Reise fortgerufen worden, ehe sie ahnten, daß der Tod über das Land ging.

Und — wie ein Hohn auf alles Menschenwerk und Menschenschaffen — stand der Deich groß und unversehrt da, und die Priele führten bei jeder Ebbe langsam und stetig die salze See wieder hinweg in ihr Reich.

Das Vieh — — sie dachten kaum daran; denn was ist alles irdische Hab und Gut, wenn Eltern und Kinder, Mann und Weib, Bruder und Schwester auseinandergerissen werden!

Es waren Wurten, auf denen lebte niemand mehr. Sie waren alle, von dem herrlichen Tag gelockt, mit Kindern und Gesinde in die Sommerarbeit gegangen. Und Tag für Tag standen die Überlebenden und schaufelten die Gruben auf dem Friedhof und trugen Leichen herbei, noch wochenlang. Viele waren darunter, von denen man nie erfuhr, wie sie geheißen, wie weit sie hergespült waren.

Lützelberger bekam graue Haare in seiner Jugend, und die tiefen Spuren, die sich um seine Augen zeichneten, die verlor er nie wieder.

Er allein saß in der letzten Nacht am Sarge seines Weibes, und neben ihm brannten zwei Kerzen und warfen ihren Flackerschein über das süße Gesicht, aus dem ihn sieben Jahre lang nichts als Liebe angelacht hatte. Da machte er Rechnung zwischen sich und ihr, und sein Herz beichtete und sprach von Stolz und Hochmut und Überhebung und tiefem Fall. Und wie er doch und doch und nie anders könnte, als noch einmal in allem Leid sein Leben neu aufbauen und auf dem Wort leben und sterben, das er gesprochen, als er in die Gemeinde gekommen: „Gott ist die lebendige, schaffende Kraft. Und er schickt uns Not, weil er uns liebt und uns sich selber immer ähnlicher machen will. Und mein Leben soll es predigen: Wir wollen werden, wozu wir geschaffen sind."

Er legte die warme Hand auf die kalten Finger der Toten: „Dir gelob' ich heute noch einmal Treue. Bessere Treue, als ich sie dir gegeben hab' bisher. Aber du bist jetzt im Licht und weißt um alles und wirst mich nicht verdammen. Denn in dir war alles Liebe und Vergeben. Ich will mir selber nicht wieder untreu werden. Ich will aber meinen Stolz zügeln und mich nicht mehr dünken als einen schwachen Menschen, der über einen Strohhalm stürzen kann."

Es regte sich etwas im Dämmern der Diele.

Eno Thedinga kam, Abschied zu nehmen von seinem letzten Kinde.

„Nun hat es uns beide getroffen", sagte er, und seine rauhe Stimme war von ungewohnter Weiche. „Warum hat der Herr nicht mich gerufen? Warum nahm er nicht uns alle? Ich verstehe seine Wege nicht mehr. Verstehst du ihn?"

„Ich unterfange mich nicht, seine Gedanken zu lösen. Aber da er mich nicht hinwegnahm von der Stelle, auf die er mich gestellt hat, so weiß ich, daß ich bleiben soll und wieder beginnen und wieder arbeiten und schaffen bis zu der Stunde, wo er mir zuruft: Nun ist es genug. Die Stunde mag nah' sein, so ist es sein Wille. Sie mag noch viele Jahre verziehen, so will ich ihn um Kraft bitten, durchzuhalten bis an das Ende."

Thedinga sah grübelnd vor sich hin.

„Ich hab' über dich gelacht, als du kamst und große Worte redetest. Ich hab' dich gehaßt und dir schaden wollen, als du auf meinem Stuhl saßest und mir die Liebe meines letzten Kindes nahmst. Ich bin stumpf geworden die Jahre her und hab' nur gewartet: Wann kommt die Stunde, wo er klein und zerbrochen sein wird wie ich dereinst — und nun — —"

Er drehte sich, ging hinüber zum Tor und trat durch die kleine Tür auf den Hof. Da draußen in der stillen Nacht redete er wieder mit seinem Gott, den er nicht mehr begriff.

Es kam Frühlicht über das Land.

Die Sonne sandte ihre Vorboten, die hellen Rosenwolken, und färbte die weite Welt mit einem weichen überirdischen Glanz. Drüben zur See hin war alles gleitender, seidenweicher, silberweißer Nebeldunst, hier auf dem Lande blühten die Morgenfarben leuchtend auf.

Lützelberger trat hinter dem Schwieger aus der Pforte. In seinen Armen trug er den Hans, der noch halbverschlafen um sich sah. „Sieh mal hinaus, Junge. Das ist deine Heimat. Um diese Heimat ist deine liebe Mutter gestorben. Sie hätte wohl fortgehen können in sicheres Land, wo keine See ist und kein Sturm und keine Flut. Aber sie war eine

Friesin, wie du ein Friesenjunge bist, und der Friese stirbt lieber, als daß er sein Land im Stich läßt.

Von deiner Mutter hab' ich gelernt, dies Land lieben; mit dem Grab deiner Mutter hab' ich mir mein ewiges Heimatrecht in der Gemeinde erworben, und wenn du nun zum letztenmal deine liebe Mutter drinnen siehst, dann denk, daß du einmal, wenn du stirbst, ebenso treu und fest auf dem Heimatboden gestanden haben sollst."

Der Junge verstand wohl nicht alles, was ihm da gesagt wurde, aber er sah hin in die leuchtende Weite und sah, wie schön und reich die Heimat war, und in sein kleines Herz kam die erste Ahnung von etwas, was über Leben und Tod hinausgeht.

„Großvater," sagte Lützelberger, „du mußt mir hier ein Wort geben. Es kann sein, ich bleibe noch lange, es kann sein, ich geh' bald. Wer weiß seine Stunde. Aber wenn ich gehen muß, ehe der Junge Mann geworden ist, und du bist noch da, dann sollst du ihm wie deine finsteren Gedanken vorreden. Du sollst ihn zu einem starken und tüchtigen Menschen großziehen und ihn wieder lehren, was Friesenrecht und Friesenpflicht ist. Und daß er immer stärker werden soll in jedem Sturm. Das mußt du mir geloben."

Thedinga sah ihn lange an. „Ich gelob' es dir" — und dann, mit tiefem Aufatmen: „Ich will fortan dein Helfer sein, Lubo. Und kein schlechter."

*

Ludolf Lützelberger, dessen eigentlicher Name seltener und seltener genannt wurde, je mehr man vergaß, daß er doch ein Eingewanderter war, kam hoch in das biblische Alter hinein. Er sah seinen Sohn als starken Mann neben sich, er sah seine Engel als Weib von Walter Siabs in das Haus ziehen, das er ihnen selber auf der wieder erhöhten alten Siabswurt erbaut hatte, er sah Enkel und Urenkel um sich und war gesegnet daheim und in der Gemeinde.

Aber er sah auch Sturmfluten hereinbrechen über das Land, mehr wie einmal, und sah Not und Seuchen, und sah Enkel sterben und den Sohn vor sich gehen, und als sie ihm die letzte Wegzehrung reichten, war er sehr müde und dankbar froh, daß er endlich gehen und ruhen durfte.

Er wußte, sein Leben war nicht umsonst gelebt worden. Auch er war ein Glied gewesen in der Kette derer, die unermüdlich an deutschen Küsten bauen und kämpfen, und Kraft von seiner Kraft wuchs weiter in seinem Geschlecht. Schaffende Kraft, menschgewordene Gotteskraft.

Nachschrift. Sowohl die Weihnachtsflut, die mit einem Gewitter das Land verwüstete (das ganze Unwetter währte nur gut eine Stunde), wie auch die merkwürdige Sommerflut im Jahre 1634 wird von den Chronisten berichtet. Die Sommerflut kam ohne Sturm am schönen, sonnigen Tage, ging über die Deiche fort und ging zurück, wie sie gekommen.

—:: Ende. ::—

Sein Teddy.

Plauderei von einem kleinen Bären und einem kleinen Mann.

Von Johannes John.

Woher der Name Teddybär kommt, welcher Art und Gattung er angehört und wo er in Freiheit lebt, kann ich nicht angeben. Brockhaus und Meyer sowie Brehms Tierleben versagen da völlig. Ich habe mir im großen Brockhaus die Finger staubig geblättert und las mit steigendem Interesse die Artikel Tecu, Tecui, Teda (Volk in Nordafrika, s. d.), Teddington, Tedesco, Tedinurra bis Theodulit; aber Teddy fehlt dazwischen, hier hat die gerühmte deutsche Enzyklopädie des gesamten Wissens eine Lücke. Ich muß daher wegen Namen, Art und Fahrt des Teddybären auf die Ergebnisse künftigen Gelehrtenfleißes verweisen; aber ich bin doch imstande, über sein Auftreten als Haustier einige allgemeine Aufschlüsse zu geben, ehe ich auf den Sonderfall eingehe. Aus einem beschaulichen Dasein hinter großen Spiegelscheiben in Gesellschaft von Elefanten, Kaninchen, Enten, Wauwaus (schallnachahmendes Wort; siehe Kluge, Ethymologisches Wörterbuch), Schaukelpferden, Automobilen, Eisenbahnen und Baukästen pflegt er von Vätern, Müttern und noch öfter von guten Tanten aufgestöbert und in bewohnte Gegenden verpflanzt zu werden. Er hält sich dann ausschließlich bei kleinen Kindern auf und gewöhnt sich vollständig an sie. Er geht meistens daran zugrunde, daß seine dünne Haut infolge von Überanstrengung platzt; er magert dann sehr schnell ab, und die Nebenerscheinung dieses Prozesses, die Ablagerung von Kaff oder Sägemehl an allen Orten, bildet einen besonderen Anziehungspunkt im Lebensgang des Teddybären.

Der Teddybär, von dem ich hier erzählen will, wäre an seiner Freundschaft mit Gerhart, der sehr liebevoll in sein Inneres gedrungen war, rettungslos zugrunde gegangen, wenn Tante Mimi nicht gewesen wäre. Die Schwindsucht hatte schon verheerend in seinem Gedärm von Hobelspänen gewütet. Da wurde er denn für einige Zeit aus dem Verkehr gezogen, und Tante Mimi nahm ihn in die Kur. Tante Mimi ist ein Genie. Wir hatten alle an dem Wiederaufkommen Teddys gezweifelt. Tante Mimi hat ihm ein ganz neues Leben gegeben. Sie hat das Sprichwort widerlegt, daß niemand aus seiner Haut heraus könne; sie befreite Teddy völlig von seiner sehr schadhaften, braunen Haut und hat ihm dann buchstäblich einen neuen Menschen angezogen, — oder muß ich sagen: einen neuen Bären? Jetzt hat er ein wundersames, schwarzes, fein-samtnes Fell. Dies Fell besteht nun nicht etwa aus einem Stück, pah, das wäre wahrhaftig keine Kunst gewesen; wo hätte man übrigens in dieser sparsamen Zeit ein so großes zusammenhängendes Stück so feinen Samtes auftreiben sollen! Nein, aus dreiundneunzig Flicken, Restchen und Streifchen in allen Formen, die die Raumlehre kennt, hat Tante Mimi dem Teddy eine neue, genau passende und gutsitzende Haut genäht. Ich habe mir den Kopf zergrübelt, wie sie es fertig gebracht hat, die natürliche Plastik und die Gliederung des Bärenkörpers wieder herauszukriegen. Denn wenn man einen Teddybären abhäutet, dann bleibt ein formloses Häuflein Hobelspäne übrig; das ginge uns allen nicht anders, wenn man uns die Haut abzöge. Aber das wird ewig geheimnisvoll bleiben, wie alle geniale Schöpferkraft, Tatsache ist, daß aus dem alten, wie Lazarus mit Wunden und Schwären bedeckten Teddy ein schmucker, wohlproportionierter junger Bär geworden ist, und wenn die Galanterie gegen Tante Mimi es nicht verböte, würde ich sagen, daß er wie der alte Faust in der Hexenküche verjüngt worden ist. Ja, in einer solchen Haut möchte man wirklich selber stecken!

Carl Ludwig Schleich, der bekannte Arzt, behauptet, die Haut sei ein Organ der Seele. Mir ist das nie so aufgegangen, wie bei der neuen Haut von Gerharts Teddy. Vielleicht stimmt der Satz auch umgekehrt, daß die Seele ein Organ der Haut ist, denn eine neue, höher organisierte Seele hat Teddy bekommen, das zeigte sich sofort. Das sieht man ihm auch schon an den Ohren an; die haben eine ganz andere Fasson erhalten, nicht schlapp wie vorher, sondern schneidig, emporstehend, rassig. Besonders ausdrucksvoll ist der Mund geworden; mit einem roten Faden und ein paar Stichen hat Tante Mimi hier eine wahrhaft sprechende Bärenschnauze geformt. Dann aber die Augen, ach, die Augen! Das sind zwei Stiefelknöpfe. Nicht jedes menschliche Augenpaar blickt so gemütreich in die Welt, wie die beiden blanken Stiefelknöpfe in Teddys Gesicht.

War das eine Aufregung im Kindergarten, als Tante Mimi den regenerierten Teddy hinbrachte, damit Gerhart ihn wieder mit nach Hause nähme. Alle Vokale und Diphtonge der Verwunderung von A bis zum Ei wurden laut. Gerhart war der Held des Tages; so einen Teddy hätten sie alle gern gehabt.

Und als er damit nach Hause kam! Die kleine Patsche drückte mit gespreizten Fingern das schwarze, samtweiche Tierchen fest gegen den Leib. Das Gesicht strahlte vor Stolz und Freude, und jeder bekam es zu sehen und zu hören: „Guck mal, Tante Mimi hat meinen Teddy wieder heil gemacht!" Nach Mutti, Vati, Oma und Tante Mimi steht Teddy seinem Herzen am nächsten. Von jedem Honigbrot und jedem Apfel muß Teddy abbeißen. In jedem Spiel bekommt Teddy seine Rolle. Immer wird auch Teddy um seine Meinung befragt. Seit er abends seinen Teddy mit ins Bett bekommt, schläft er zufrieden ein, nachdem er ihn liebevoll an sich gedrückt und noch einige Ansichten vom gewesenen Tage mit ihm ausgetauscht hat.

Vorher war Teddy ein prachtvolles Spielzeug; jetzt gehört er zur Familie. Wer all seinen Gram, alle Weltlust und alle Eitelkeiten des Lebens vergessen will, der muß einmal das Licht in der Schlafstube anknipsen, wenn Gerhart eingeschlafen ist, und sich das Bild betrachten. Da liegt ein kleiner Kerl, rotbäckig und pausbäckig, die Augen friedlich geschlossen, aber das Gesicht maßlos frech und spitzbübisch.

Und daneben liegt, schön ordentlich zugedeckt, die spitze, kluge Schnauze in die Höh, — Teddy. Nein, man hat wirklich nicht den Eindruck, daß da ein kleiner Ballen vernähter Hobelspäne liegt, sondern man nimmt den Teddy durchaus als ein beseeltes Wesen, das nun auch friedlich schläft. Man fühlt sich gedrängt, dies Wesen zu lieben, weil er es so lieb hat. So viel Lebenskraft steckt in dem kleinen Jungen, daß er etwas davon abgeben kann an die Dinge, die ihn umgeben.

Und ich kann gar nicht anders: wenn ich ihm dann mit der Hand über die hellen, weichen Haare streiche, dann streiche ich auch über Teddys schwarzen Kopf.

Wetterfühlen.

Von Frauenärztin Dr. med. Cordes-Berlin.

Körperbefinden und Witterung. — Das Wetterfühlen der Tiere.

(Nachdruck verboten.)

„Wetterlaunisch" — wir wollen es alle nicht sein und doch sind wir alle mehr oder minder abhängig von der Witterung; ja jeder Arzt weiß, daß die Jahreszeit einen Einfluß auf den Krankheitsverlauf, auf den Heilungsprozeß hat. „Es geht in die gute Jahreszeit" — ein oft gebrauchter Trost am Krankenbette, ein nur allzu wahres Wort. Sehen wir zu, was Wahres am Einfluß der Witterung ist.

Unter „Wetterfühlen" — einem von einem ungarischen Arzt geprägten Ausdruck — verstehen wir den Einfluß, den sonniges oder feuchtes Wetter, Winde und in fernerem Zusammenhang Erdbeben auf das Seelenleben des Menschen ausüben. Daß nervöse Menschen ganz besonders vom Wetter abhängig sind, wissen wir alle. So hat Lombroso festgestellt, daß die Anfälle im Verlaufe der hinfallenden Krankheit sich zur Zeit des tiefen Barometerstandes vermehren; andere Nervenärzte haben diesen Befund bestätigt. Auch daß zwischen Rheumatismus, Ischias und anderen nervösen Beschwerden ein Zusammenhang mit dem Wetter ist, ist uns allen bekannt, besonders diejenigen unter uns, die an ihrem Körper eine alte Verletzung — Knochenbruch, Operationswunde usw. — tragen, wissen ein Lied davon zu singen. Diese Tatsachen wurden in aller Genauigkeit von den Ärzten nachgeprüft und als erwiesen befunden. Schon die alten Ärzte: Hippokrates, Galenus, Celsus fanden ein nach Jahreszeit wechselndes Verhalten des Pulses, der Atmung und der Erkrankungen. Die Forscher wissen auch, daß die Zahl der Selbstmorde in den trüben Wintermonaten zunimmt, daß die Witterung einen Einfluß auf das geistige Schaffen hat. Goethe selbst hat diesem Umstand Ausdruck verliehen, indem er feststellte, daß ihm bei hohem Barometerstand die Arbeit besser von statten ging als beim Gegenteil. Und der Philosoph Nietzsche hat klassische Selbstbeobachtungen über seine — wie ers nennt: „Witterungsneurose" — hinterlassen. Ja, das sind zu hoch stehende Kulturmenschen, das sind „Nervöse" — möchte einer einwenden. Wie aber ist es mit den Tieren und Kindern? Denken wir nicht alle an unseren grünen Freund, den Laubfrosch? Aristoteles sah [illegible] sicheren Wetterpropheten. Die Leute in den Erdbebengegenden wissen, daß lange vor den Menschen die Tiere das herannahende Beben fühlen und ihre Schlupfwinkel verlassen. Ich hatte Gelegenheit, jahrelange Beobachtungen an meinen Hauskatzen und an dem Dackel zu machen. Wurden bei schlechtem Wetter die bis dahin mißmutigen Katzen spielerisch und vergnügt, trat sicher baldigst besseres Wetter ein und umgekehrt; und auch Freund Krummbein ist nie so bissig wie bei schlechtem Wetter, welche Beobachtung ich von anderen an Hunden bestätigt finde.

Wir haben festgestellt und bestätigt gefunden, daß bei heiterem Wetter Kranke sich wohler fühlen, aber auch der Gesunde frischer und arbeitslustiger ist. Wir sehen, daß auch die Tiere Objekte des Wetterfühlens sind. Auch die Kinder sind bei heiterem Wetter lebhafter als bei trübem. Am augenscheinlichsten bestätigt die Tatsache des Wetterfühlens die Beobachtung an den Insassen eines Blindenkrankenheims. Hier bemerkte man, daß die Kinder bei trübem Wetter geringere Werkfähigkeit zeigten, ja sogar bei weniger interessanten Gegenständen einschliefen.

Alles in allem: die Menschen sind abhängig von der Witterung; der Vorwurf: „Wetterlaunisch" trifft nicht in allen Fällen zu.

Die Zentralpolizeistation für Selbstmörder.

(Nachdruck verboten.)

Eine der Nachtseiten des Londoner Lebens kann man an den Themsebrücken beobachten. Dort auf den Bänken, in den dunklen Ecken der nach abwärts führenden Treppen sieht man Nachts schlafende oder wachende Gestalten kauern, die keinen anderen oder keinen besseren Unterschlupf kennen. Westminster Bridge ist für diese Ausgestoßenen der beliebteste Zufluchtsort. Es gibt aber solche — nur zu viele —, die nicht nach Schlafplätzen für eine Nacht, sondern nach immerwährender Ruhe von der Not des Lebens ausschauen. Für diese bildet die Waterloo-Brücke aus irgendwelchen Gründen die größte Anziehung, um den Sprung ins Dunkle zu tun. Und dort, am Pier verankert, schaukelt sich das Strompolizeiboot mit grünem und rotem Licht. Das ist die „Selbstmörder-Station", wie man sie wohl nennen könnte, die mit allen anderen Stationen am Strom verbunden ist. Tag und Nacht liegt das Boot dort auf Wache im Schatten der Brückenpfeiler. Ein Zug an einem losen Knoten, und es schießt nach der Stelle, wo ein armes Menschenkind in seiner hilflosen Verzweiflung sich in die Fluten geworfen hat. Von der überwiegenden Zahl der Elenden wird d e r Teil des Flusses gewählt, dem die stärkste Abwärts-Strömung zu eigen ist. Hoffen sie vielleicht ihre Absicht sicherer dort ausführen zu können, wo die Wasser alles nach der offenen See treiben?

Wie alle englischen Polizeibeamten, sind auch die auf diesem traurigen Posten von musterhafter Freundlichkeit des Benehmens, und wenn man eine genügende Einführung besitzt, wird alles auf das Bereitwilligste gezeigt. Da ist am Hinterteil des kleinen Motorbootes eine eigentümliche Vorrichtung eingefügt. Sie sieht aus wie eine Rolle, und es ist auch eine solche. Der führende Beamte erklärt, es sei hier das Mittel, die Körper der „Verunglückten" leichter an Bord zu bekommen. Es sei früher so schwer gewesen, die Körper in das kleine Fahrzeug zu ziehen. Jetzt sei nur nötig, das Stern-Ende des Bootes an sie heranzubringen, und über die Walze werden sie an den Armen schnell und unschwer hereingezogen. Was aber dann? — Der Beamte tritt schweigend aus seinem Boot heraus und führt uns wenige Schritte am Pier entlang. Dann öffnet er eine Tür, und wir sind in einem Raum, der so spärlich wie möglich bei seiner Geräumigkeit ausgestattet ist. Ein Bett an der einen Seite, einige Stühle und in der Mitte des Raumes — ein großes Bad. Er dreht an einem Hahn, und heißes Wasser zischt in die Wanne. Da hinein werden die geretteten oder, korrekter gesagt, „geborgenen" Lebensmüden zuerst gelegt. Das ist das Nötigste. Dann ins Bett. Schlimme Dinge hat der Sergeant auf jenem Bett gesehen.

Hinter dem Fußende des Bettes liegen auf einem Gestell Männer- und Frauenkleider, sauber in Bündeln zur sofortigen Verwendung zusammengerollt. „Bereut der Selbstmörder nicht oft seinen Sprung? Heißt er die Rettung nicht meist von ganzer Seele willkommen?" Der Beamte schüttelt ernst den Kopf: „Nur sehr selten, Herr. Zumeist ist es ein verzweifeltes Wehren, weil sie sich schon erlöst glaubten. Sie versuchen, sich wieder ins Wasser zu werfen. Und wenn wir sie dann endlich auf dem Bett haben, ist ihre Verzweiflung oft noch schrecklicher. Aber freilich ist es auch mitunter anders", setzte er lächelnd hinzu. Da war eine schöne Mond- und Sternen-Nacht.

„Mann im Fluß!" ruft der Ausguck. Los das Boot! Vorwärts! Dort! Aber der arme Teufel lag gar nicht im Wasser. Es war Ebbe, und er war mitten in den Schlamm gefallen. Da steckte er tief drin, und wir hatten große Mühe, ihn erst auszugraben. Wir trugen ihn zum Bad. Er sah wie ein Neger aus und zeigte keine Spur von Bewußtsein. So kratzten wir ihn erst ein wenig ab und entdeckten, daß er sehr gut gekleidet war. Er sah gar nicht wie ein Selbstmörder aus, aber es kam uns allmählich die Erkenntnis, daß er wunderbar betrunken war. Das weiß man doch zu behandeln. Er war in seinem Rausch in Bewunderung des glorreichen Himmels auf die Ballustrade geklettert, um Mond und Sternen näher zu sein. Da lag er mit einem Male im Ebbe-Schlamm." Ch. P.

Bunte Chronik

* **Das Blindenzeichen.** Eine praktische Neuerung soll in Deutsch-Österreich eingeführt werden, nämlich das Blindenzeichen. Blinde sind ja weniger durch ihre eigene Hilflosigkeit als durch die Unachtsamkeit der anderen Straßenpassanten gefährdet. Daher sollen sie durch eine sehr auffällige Kennzeichnung geschützt werden. Das Blindenzeichen besteht in einer länglichen Platte, die vor der Brust getragen wird und die in der Mitte das Wort „Blind" und zu beiden Seiten das rote Kreuz enthält. In Amsterdam ist das Blindenzeichen schon seit mehreren Jahren eingeführt. Bei der nicht unerheblichen Zahl von Kriegsblinden wäre auch hier und anderwärts die allgemeine Einführung zu begrüßen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.